BRIEF DER EHEMALIGEN ZWANGSARBEITERIN ANNA PAWLOWNA PROZENKO VOM 20.05.2003

*Um die Kriegswirtschaft am Laufen zu halten, wurden Millionen von Menschen aus den besetzten Gebieten zur Arbeit in Deutschland gezwungen. In Bielefeld gab es mehrere Zwangsarbeiter*innenlager. Auf dem Johannisberg waren vor allem ukrainische Frauen untergebracht. Sie kamen ab 1941 als sogenannte „Ostarbeiter" nach Deutschland. Die Lebensverhältnisse im Lager waren unzumutbar, bei der Arbeit wurden die Frauen misshandelt und einige starben. Im Zuge der Neugestaltung des Parks auf dem Johannisbergs wurde 2010 ein neues Mahnmal eingeweiht. Das Mahnmal war und ist nicht unumstritten. Es stellt sich deshalb die Frage: „Der Johannisberg heute – wie wichtig ist uns das Erinnern?"*

Guten Tag, Freunde der Arbeitsgruppe des „Deutschen Gewerkschaftsbundes"!

Ich denke, man kann Sie so nennen, weil Sie für den Frieden sind und gegen den Krieg. Sie zeigen Interesse an unserem Leben in Deutschland und Sie verkörpern das Gewissen und den Verstand der Menschen. Sie machen eine gute Sache.

Über Ihren Brief war ich nicht so überrascht, da ich schon von Ihrem Kontakt mit Dunja Lalo (meiner Freundin) wusste. Es war mir aber sehr angenehm, persönlich von Ihnen einen Brief zu bekommen. Warum ich so lange nicht auf Ihren Brief geantwortet habe? Ich bin schon 80 Jahre alt und habe natürlich auch viele Krankheiten. Ich bin an der Galle operiert worden und habe daher ständig etwas mit dem Krankenhaus zu tun. Nun, das ist so....

Außerdem habe ich den Brief, den Ihnen Dunja Lalo geschrieben hat, gelesen. Sie hat alles vergessen. Ich verurteile sie deswegen nicht. Auch ich habe vieles vergessen. Zum Beispiel, die Betten waren nicht 3-stöckig, sondern 2-stöckig, Bettlaken und Kissen gab es nicht. Deswegen habe ich mit Hilfe meiner Freundinnen die Fakten genauer gefasst.

Nun schreibe ich von mir. Ich bin geboren worden am 31.01.1924 in dem Dorf, wo ich auch jetzt noch lebe. Ich hatte die neunte Klasse beendet und sollte in die zehnte kommen, da begann der Krieg. Binnen kurzem marschierten die Deutschen ein, hinterließen ihre Herrschaft und zogen weiter. Viel Unglück haben sie nicht angerichtet. Aber beim Rückzug sind viele Häuser und andere Gebäude in Brand gesteckt und Leute getötet worden. Mein Dorf liegt etwa 7 km entfernt vom Bukrynskij Aufmarschgebiet am Dnepr. Wissen Sie, wie viele Leute da umgekommen sind, von beiden Seiten? Im Dorf war ein Platz, wo die deutschen Soldaten begraben wurden. Ihre sterblichen Überreste hat man überführt (vor 2 Jahren). Und wie viele sind noch in der Erde! Gott schütze uns vor Krieg!

Im Jahr 1942 hat die deutsche Besatzungsmacht die freiwillige Abreise nach Deutschland verkündet. Doch es ließen sich keine Freiwilligen finden und daher begann man sie mit Gewalt zu zwingen. Bei Ablehnung der Reise wurde mit Erschießung oder Verbrennung der Häuser gedroht usw. Alle Jugendlichen ergriffen die Flucht. Ich habe mich im Nachbardorf bei meiner Schulfreundin versteckt. Sie hat man nicht genommen, weil sie krank war. Meine kleine Schwester hat mir Essen an einen bestimmten Ort gebracht. Eines Tages kam sie nicht. Ich entschloss mich, mir Klarheit zu verschaffen und geriet in einen Hinterhalt. Dann

hat man meinen alten und kranken Vater aus der Geiselhaft entlassen und die Hütte nicht verbrannt. Mich setzte man auf ein Pferdefuhrwerk zwischen zwei Leute der Polizei und man brachte mich zu einem Sammelpunkt des Kreises. Meine Mutter ist dem Wagen 12 km weit nachgelaufen, um mir ein Bündel mit Essen mitzugeben. Von Kagarlyk bis Kiew hat man uns in Kohlewaggons transportiert. Die Bewacher waren zahlreich. Viele sprangen während der Fahrt von den Waggons. Doch wohin sollte man laufen, wenn alle 500 m Magyaren standen und alle Felder vermint worden waren. Wer flüchtete, der wurde wieder eingefangen. Bis nach Kiew transportierte man uns in offenen und ab Kiew in geschlossenen Waggons – wie Kartoffeln in Güterwaggons. Es gab auch welche, die den Boden aufbrachen und sich zwischen die Gleise warfen. Ab Kiew begleiteten uns deutsche Soldaten, die in den Urlaub fuhren.

Unterwegs sind wir desinfiziert worden, damit wir keine Läuse und keine Infektionen nach Deutschland brachten. Außerdem wurden wir unterwegs nicht ernährt. Wer etwas mit hatte, hat mit den anderen geteilt.

Zuerst wurden wir in ein Städtchen namens Soest gebracht (am Rande der Stadt), und danach fuhr man uns, gemäß einer Einteilung, nach Bielefeld. Auf dem Weg nach Bielefeld brachte man uns zu einem Bauern und dieser gab uns Steckrüben zu essen. Es war Abend. Die Betten waren 2-stöckig mit benützten Papiermatratzen (wirklich Papier), die mit Holzspänen vollgestopft waren, und dazu 2 schwarze grobe Decken. Das war alles. In den 3 Jahren (fast drei) gab man uns Holzschuhe, ein Arbeitskleid und ein Hemd. Doch später, im Jahr 1944, brachte man in die Fabrik getragene Sachen, damit sich jeder etwas aussuchte. Erzählt wurde, dass es Kleidung von erschossenen Juden war.

Gearbeitet haben wir 12 Stunden am Tag in zwei Schichten, 6 Tage in der Woche. Gekocht wurde einmal am Tag: Steckrüben, Spinat, Weißkohl und Kohlrabi. Alles ohne Fett. Brot [...] gab man uns zwei Mal in der Woche. Das kleine Stückchen wurde geteilt: eine Hälfte am Mittwoch und die andere Hälfte am Samstag. Samstags gab es noch ein Stückchen Margarine und mittwochs einen Löffel Marmelade. In unserem Zimmer waren 16 Menschen. In der Mitte des Zimmers stand ein eisernes Notöfchen, ein Eimer fürs Wasser, ein Becher und noch ein Eimer zum Bodenwischen. Wir hatten einen Lagervorsteher – ein unfreundlicher Mensch (ein Rotschopf) – einen Mediziner und einen Bewacher (raus). Unser Lager befand sich außerhalb der Stadt am Wald, an der östlichen Seite der Stadt. Oben auf dem Berg gab es irgendein Hotel und dorthin führte ein Weg. So führten die deutschen Frauen am Sonntag ihre Enkelkinder zur Schau der einäugigen Wilden. Erheiternd müssen diese Bilder gewesen sein. Und in Windelsbleiche gingen die deutschen Arbeiter extra am Lager vorbei, um sich die schönen Figuren der Mädchen anzugucken.

[...] Wie konnten wir denn überleben, wo wir doch so schlecht ernährt wurden? Als wir ohne Bewachung gingen, betraten wir heimlich kleine Läden und man verkaufte uns (unter Ängsten) Steckrüben, Rotkohl und manchmal auch irgendwelche kleinen Fische. Im Sommer kauften wir Rhabarber auf dem kleinen Markt (der sich vor der Unterführung befand). Im Herbst gingen wir manchmal in die Dörfer und baten, dass man uns Kartoffeln oder Äpfel verkaufen

möge. Manchen gelang es, bei Bauern zu arbeiten und dafür einen halben oder einen ganzen Eimer Kartoffeln zu bekommen. Einigen Mädchen wurde von deutschen Frauen mit Bekleidung und Essen geholfen. Aber auch die Deutschen waren nicht reich. Es gab alles nur mit Karten. Ich habe an der Drehbank in Werk I gearbeitet. Später wurde ich an das Fließband in der zweiten Etage verlegt. Dort wurden Fahrräder zusammengebaut. Wir wussten auch nicht, was in der Fabrik vor dem Krieg gemacht worden war.

Als die Amerikaner Bomben auf Dürkopp warfen, sind wir in andere Städte gebracht worden. Ich kam mit Werk 5 nach Windelsbleiche. Dort gab es eine Textilfabrik und uns wurden Räume für das Werk überlassen. Ich arbeitete an einer Fräsmaschine. An der linken Hand habe ich ein Andenken (zerschnittene Finger). Die Leute in Windelsbleiche waren gegen uns eingestellt. Verpflegt wurden wir von einem Bauern. Er brachte Suppe aus Steckrüben und Kohlrabi in einem Thermosbehälter. Obwohl die Portion kleiner war als vorher, schmeckte sie um einiges besser, es schwammen sogar klitzekleine Stückchen Pferdefleisch darin. Wir haben immer alles aufgegessen. Ab und zu gab es auch Grütze.

Hier waren wir frei – ohne Stacheldraht. Und viele stahlen Kartoffeln bei den Bauern. Im Wald befanden sich Ackerflächen, wo wir dann nachts geklaut haben. Gekocht haben wir im großen Wasserkessel. Unser Lagervorsteher war ein alter Mann mit dem Spitznamen Sprechalka. Sein Name war Heinrich, er hatte eine erwachsene Tochter sowie eine gelähmte Frau. Er wohnte auch in der Baracke (separat). Und er hatte Mitleid mit uns (er selbst war im imperialistischen Krieg in russische Gefangenschaft geraten).

Und jetzt ganz kurz zu Ihren Fragen:

1. Am 22.09.42 wurde ich gefangen genommen und im Oktober 1942 nach Deutschland, zu Dürkopp in Bielefeld, gebracht.

2. Wir haben in Baracken hinter Stacheldraht gewohnt. Mein Leben habe ich vorher schon beschrieben. Im Werk haben wir ganz genau 12 Stunden gearbeitet. Dann ging es nach Hause, Waschen ohne Seife, Schlafen und wieder zur Arbeit. Einmal am Sonntag führte man uns ins städtische Kino. Und ein weiteres Mal schickte man uns in die Stadt zu einem Konzert, das von ukrainischen Emigranten aus Kanada vorgeführt wurde. Die Bewachung war äußerst stark. Zwei Mal wurde in der Nacht eine Durchsuchung durchgeführt, wobei man Verbotenes zu finden suchte.

3. Und die Arbeitsbedingungen? Nun, eine Fabrik ist, wie eine Fabrik so ist. Es herrscht Krieg, darum erfülle die Norm und macht keine Ausschussware. Meine Meister waren gute Menschen. Die waren ständig in Furcht. Wir haben uns nicht gefürchtet. Das Leben hatte eh keinen Wert. Wir haben häufig das Schneidewerkzeug kaputt gemacht und die Maschinen verstellt. Dennoch haben wir den Meistern kein Bein gestellt.

Es war verboten mit den Deutschen oder Ausländern ein Gespräch anzufangen. Mehr Freiheit gab es in der Nachtschicht, da die höheren Vorgesetzten nicht anwesend waren. Und einmal (in Bielefeld) haben wir alle! im Werk – Deutsche, Russen, Belgier [...] – mit voller

Stimme die ‚Marseillaise' und die ‚Internationale' gesungen. Das war nachts, und jeder sang in seiner eigenen Sprache.

Einmal wurde gestreikt. Aber die Polizei trieb uns wieder an die Maschinen und alles beruhigte sich.

Als wir auf dem Heimweg zu den Baracken waren, fürchteten sich die Deutschen. Wir klapperten mit den Holzschuhen und die Franzosen trappelten auf der Chaussee und wir schrien aus voller Kehle sowjetische Lieder. Man hatte das Bedürfnis jemanden zu ärgern. Wir wollten zeigen, dass wir schlechte Menschen waren, unzivilisiert und wild. Wenn irgendein Deutscher uns bei der Unterführung traf, so presste er sich an die Wand und wartete, bis diese wilde Lawine vorüber war.

4. Kontakte mit der deutschen Bevölkerung: Arbeiter und Dorfbewohner hatten Mitgefühl mit uns, doch sie zeigten das nicht. Man hatte Angst vor einander. Zu mir konnte zwar ein Meister kommen, aber kein deutscher Arbeiter oder Ausländer.

Es gab eine Zeit, wo wir so hungrig waren, dass wir uns nicht einmal in die dritte Etage zur Toilette bewegen konnten. Sie sagten aber: ‚Sie sind gar nicht hungrig. Sie brauchen Männer.' Die Leute waren unterschiedlich. Es gab sogar einen Fall, wo zwei Mädchen darum gebeten haben das Lager zu verlassen (nach der Nachtschicht). Sie gingen in ein Dorf und arbeiteten einen ganzen Tag. Dafür gab ihnen der Bauer etwas Kartoffeln. Auf dem Rückweg stießen sie auf zwei von der Polizei. Die nahmen ihnen die Kartoffeln weg und hätten sie beinah geschlagen. Verschiedenes gab es.

5. Vor den Bombardierungen sowie vor dem Tod haben wir uns nicht gefürchtet. In unserem Werk 1 liefen die Deutschen zum Zeitpunkt des Alarms in den Keller und wir mit den Ausländern begaben uns über den Weg in die erste Etage eines Gebäudes. Nur an dem Tag, wo Bomben auf Dürkopp geworfen wurden, befanden wir uns alle im Keller. In Windelsbleiche wurden wir in einen 80 cm tiefen Graben getrieben, der sich in einem Wäldchen in der Nähe der Fabrik befand.

Befreit wurden wir von den Amerikanern im April 1945. Es begannen Plünderungen und Selbstjustiz. Uns brachte man in ein Lager (militärischer Stützpunkt). Weiterhin ging es von Lager zu Lager, stets auf dem Weg in die Heimat. In Stettin erkrankte ich an Typhus. Nach der Zeit im Hospital und immer noch unterwegs nach Hause, kam ich in unser Hospital in Wolkowysk. Dort habe ich ein Jahr lang gearbeitet (im Militärhospital).

Nach Hause kam ich im September 1946. Dann machte ich eine Ausbildung und fing an zu arbeiten. Ich habe dann geheiratet. Mein Mann verstarb im Jahre 1984. Ich habe einen Sohn (geb.1953) und eine Tochter (geb. 1956).

Als wir nach Hause kamen, wurden wir vom KGB überprüft. Wir alle waren für sie Spionageagenten der Gegner.

BRIEF DER EHEMALIGEN ZWANGSARBEITERIN ANNA PAWLOWNA PROZENKO VOM 20.05.2003

Beim Arbeitsbeginn haben viele ihren Aufenthalt in Deutschland in den Fragebögen nicht angegeben. Beispielsweise hat man mich nicht sofort bei einer Arbeitsstelle angenommen, da ich in Deutschland gewesen war. Wir waren nicht zuverlässig für unser Land, obwohl wir tatsächlich richtige Patrioten waren, die den Wert des Lebens und den Wert der Heimat erkannt hatten.

Doch alles ist vorbei. Fast alle befinden sich nun in einer anderen Welt (sie sind verstorben). Am wichtigsten ist jedoch, dass kein neuer Krieg zugelassen wird. Den Krieg entfachen die Regierungen, aber leiden müssen die Völker.

Wie viele Menschen sind an der Front gestorben!

Und wie viele Zivilisten mussten sterben! Allein bei Babi Jar starben am 29.09.'41 34.000 Juden und andere Völker. [...]

Als man auf die Leichen Erde schüttete, atmete die Erde. Wofür? Worin liegt ihre Schuld? Sie machen eine gute Sache. Möge Gott Ihnen helfen. [...]

Hochachtungsvoll

Anna Prozenko

aus: DGB-Arbeitskreise „Zwangsarbeiter in Bielefeld“ / Gegen Vergessen – Für Demokratie (Sektion Bielefeld)